

## Ouvertüre

Saint-Tropez vor einem halben Jahrhundert: Noch ist das kleine Dorf an der Côte d'Azur ein verträumter Hafenort mit Restaurants, in denen es nach altem Holz, einer Mischung aus Lavendel und Rosmarin und frischem Fisch riecht. An der Mole liegen weiß-blau gestrichene Fischerboote, die im Morgengrauen vom Meer zurückgekehrt sind; die gelben Netze sind zum Trocknen aufgefächert und zieren den jahrhundertealten Steinboden. Tagsüber heizt die Sonne die kleinen Häuser auf, unzählige schmale Gassen schlängeln sich vom Hafen zum leicht erhöht liegenden Marktplatz mit seinen vom Mistral gekrümmten Platanen. Eine lebhaft frequentierte Bar ist beliebter Treffpunkt von Einheimischen und von überallher angereisten Malern, Schriftstellern, Musikern und ihren Muses. Sobald die Dämmerung hereinbricht, wird hier jede Nacht ausgelassen gefeiert, gelacht, getrunken und getanzt.

An diesen Ort erinnere ich mich besonders gern, denn ich erlebte dort einen jener magischen Momente, der mein Leben für immer verändern sollte. Ich war damals gerade achtzehn Jahre alt und wohnte noch in Nizza, wo ich aufgewachsen und zur Schule gegangen bin. Eine Freundin meiner Mutter nahm mich eines Tages mit nach

Saint-Tropez zu einem Yachtausflug. Wir fuhren die Küste mit ihren zahllosen Buchten entlang, durch Anhöhen und Wälder voller Korkeichen, bevor wir die Zitadelle von Saint-Tropez sahen, die einen unvergleichlichen Blick über das malerische Fischerdorf und weit hinaus aufs Meer bietet.

An Bord war das Fest bereits in vollem Gange; zahlreiche, elegant gekleidete Gäste amüsierten sich prächtig, die Stimmung war ausgelassen und fröhlich. Allerdings nicht für mich: Obwohl ich mich auf den Abend so sehr gefreut hatte, nahm er für mich – kaum begonnen – ein vorzeitiges Ende. Nach nur wenigen Minuten war mir sterbensübel geworden. Ich vertrug den Seegang nicht, und das inmitten von strahlenden, gut gelaunten, feiernden Menschen! Verzweifelt und den Tränen nahe, zog ich mich in eine Ecke zurück, als ein sympathischer Herr auf mich zukam. Ihm war es nicht entgangen, dass dieser blutjungen Unbekannten ganz und gar nicht nach Feiern zumute war. Freundlich sprach er mich an, erfasste blitzschnell die Situation und ergriff entschlossen die Initiative. Unauffällig verließen wir die Yacht und gingen gemeinsam an Land. Sie ahnen es: Dieser aufmerksame Gentleman war kein anderer als Herbert von Karajan, bereits zu jenem Zeitpunkt ein weltberühmter Dirigent.

Es war einer dieser provenzalischen Abende, in denen die Sonne nur unterzugehen scheint, um sich eine kurze Pause zu gönnen. Mein Begleiter führte mich in eines der Restaurants am Hafen; mit festem Boden unter den Füßen erholte ich mich allmählich und konnte mich endlich meinem Retter zuwenden. Vielleicht faszinierte mich dieser Mann vom ersten Moment an, weil er sich in mei-

ner Not so liebevoll um mich gekümmert hatte. Solch väterliche Fürsorge war ich nicht gewohnt, war doch mein Vater wenige Jahre nach meiner Geburt gestorben. Aber Herbert von Karajan strahlte auch einen Schwung und einen sinnlichen Zauber aus, die mir beinahe den Atem raubten. Gerade erst hatte er den zweiten Zyklus von Richard Wagners *Ring des Nibelungen* mit großem Erfolg in Bayreuth dirigiert – was ich aber erst viel später erfuhr. Wir plauderten auf Französisch, denn ich konnte damals noch kein Deutsch; er duzte mich und nannte mich Eliette – ich sprach ihn mit »Monsieur« an, da ich ja viel jünger war als er.

Nach dem Essen schlenderten wir durch den verschlafenen Hafen und landeten in einer kleinen Bar namens »Palmyre«. In der Ecke rechts vom Eingang stand ein hübsches, altes Pianola, das für Tanzmusik sorgte – ein, zwei Foxtrotts, ein, zwei Tangos, ein Charleston. Ich zog umgehend die Schuhe aus und bewegte mich zu den anregenden Klängen. Und er, er beobachtete mich, sah mir einfach nur zu; selbst mochte er nicht tanzen.

Seit diesem aufregenden Treffen in Südfrankreich verfolgte ich natürlich mit großem Interesse alles, was über Herbert von Karajan in den Zeitungen berichtet wurde; es sollte jedoch ein ganzes Jahr dauern, bis wir uns wieder sahen. Ich arbeitete zu jener Zeit als Fotomodell für Christian Dior, der mich in Paris entdeckt hatte. Für Aufnahmen der neuesten Kollektionen reiste ich durch halb Europa; was auf den glamourösen Titelbildern von *Vogue* und *Harper's Bazaar* so schillernd und leicht wirkte, bedeutete für mich allerdings harte Arbeit.

Als ich mich wieder einmal für Fotoaufnahmen in Lon-

don aufhielt, lud mich ein musikbegeisterter Freund zu einem Konzert des Londoner Philharmonia Orchestra in die Royal Festival Hall ein. Auf dem Programm jenes Abends standen Werke von Benjamin Britten, Ludwig van Beethoven und Jean Sibelius – am Dirigentenpult Herbert von Karajan.

Wir hatten wunderbare Plätze im Parkett; kurz nach 20 Uhr erhob sich das Orchester und der frenetisch beklatschte Maestro betrat mit bedächtigen Schritten die Szene. Unmittelbar bevor er den Kopf wie immer seitlich neigte, um sich mit geschlossenen Augen auf die Musik zu konzentrieren, zögerte er einen Moment, wandte sich mir zu – und lächelte mich an: Er hatte mich wiedererkannt. Nicht ohne Stolz ließ ich meinen Begleiter, einen großen Fan des Dirigenten, wissen, dass ich Herrn von Karajan schon einmal persönlich begegnet war.

»Meinst du, er empfängt dich? Glaubst du, er würde mir ein Autogramm geben? Liebe Eliette, bitte, lass es uns versuchen«, bat er voller Enthusiasmus. Natürlich erfüllte ich ihm den Wunsch – auch ich wollte den Mann wiedersehen, mit dem ich in Saint-Tropez einen so unvergesslichen Abend erlebt hatte. Erst viele Jahre später erzählte mir Herbert, dass er seinem »guten Geist«, André von Mattoni, vor dem Konzert die Anweisung gegeben hatte: »Wenn eine junge Französin mit langen, blonden Haaren zu mir will, lass sie durch!« Als wir schließlich die Garderobe der Royal Festival Hall verließen, hatten sich beide Wünsche erfüllt: Mein Begleiter hielt das ersehnte Autogramm in Händen und ich war dem Mann meines Lebens ein Stück nähergekommen.

den: Herbert von Karajan und ich wÛrden uns wiedersehen. Trotz Ûbervoller Terminkalender schafften wir es, uns zu treffen; einmal holte ich ihn in den legendären Musikstudios in der Kingsley Road ab. Auf Zehenspitzen schlich ich zu einem Sitzplatz, da er noch mitten in der Arbeit steckte. Ich konnte ja nicht wissen, dass er bei Proben niemanden im Saal duldet, der mit der Musik nicht direkt etwas zu tun hatte. Doch wer entkommt schon den aufmerksamen Blicken eines Orchesters? Die Musiker stupsten sich gegenseitig an, hoben die Instrumente und die Augenbrauen; in ihren Mienen war unverhÛllt zu lesen: Ist das nicht das Modell, das in den Zeitschriften und auf den groÙen Plakaten zu sehen ist, die gerade Ûberall in London hÃngen? Das Orchester spielte weiter, aber Karajan, immer noch mit dem RÛcken zu mir, musste wohl gespÛrt haben, dass sich hinter ihm etwas tat. Ob er bemerkt hatte, dass ich in den Raum getreten war?

Eines Abends lud Herbert von Karajan mich zu Walter Legge, mit dem er gemeinsam das Philharmonia Orchestra gegrÛndet hatte, und dessen LebensgefÃhrtin und spÃterer Ehefrau, der SÃngerin Elisabeth Schwarzkopf, ein. Als ich ins Wohnzimmer trat, lehnte er lÃssig und entspannt am Kamin. Das Feuer loderte, und die elegante Geste, mit der er sich eine Zigarette anzÛndete, erinnerte mich an den groÙen franzÃsischen Filmstar Jean Gabin. Als Herbert dann seine stahlblauen Augen in meine senkte, war es endgÛltig um mich geschehen. SpÃtestens in dieser Sekunde wusste ich: Das ist der Mann meiner TrÃume.

Wie mein Leben an der Seite von Herbert von Karajan verlief, was ich in den einunddreißig gemeinsamen Jahren an HÃhen und Tiefen mit ihm erlebt habe – darÛber

habe ich mich bis heute nie öffentlich geäußert. Ich gab keine Interviews über unseren Alltag, beantwortete keine Fragen zu Privatem, niemand erfuhr, warum ich als Einzige bei seinen Proben mit den berühmtesten Orchestern der Welt dabei sein durfte, ja, sogar auf seinen speziellen Wunsch hin dabei sein musste. Ich habe geschwiegen, um meinem Mann die für ihn so wichtige Privatsphäre zu ermöglichen und um unsere Kinder zu schützen; nicht zuletzt auch aus Sorge, nicht richtig wiedergegeben zu werden.

Zum hundertsten Geburtstag meines Mannes möchte ich mich nun in meinen Worten an den einzigartigen Mann und Menschen erinnern, der nicht nur mein Leben prägte, sondern auch das Leben vieler Musikfreunde auf der ganzen Welt – bis heute. Ein Tagebuch führte ich nie, dazu war ich an Herberts Seite viel zu beschäftigt. Aber von all dem, woran ich mich heute noch erinnere, von den märchenhaften Momenten, die mein Leben so abwechslungsreich gestaltet haben, und von all den Begegnungen mit Menschen, die Herbert und mir nahestanden, möchte ich Ihnen in diesem Buch erzählen. Gossip werden Sie vergeblich suchen; und trotzdem, das verspreche ich Ihnen, werden Sie einiges erfahren, was Sie bisher noch nicht wussten.

Dieses Buch ist zu Ehren des Mannes geschrieben, dem ich mich bis heute zutiefst verbunden fühle. Es ist zugleich die Geschichte einer großen Liebe und kein Märchen, denn dieser Prinz führt seine Prinzessin tatsächlich auf sein Schloss.

Und es ist mein Geschenk zu seinem hundertsten Geburtstag.